

dtv

An der Côte d'Azur führen der Psychiater Richard Diver und seine Frau Nicole ein ruhiges, stilvolles Leben. Als die junge amerikanische Schauspielerin Rosemary Hoyt zu dem illustren Kreis um das Ehepaar stößt, beginnen stürmische Zeiten. Hin- und hergerissen zwischen Leidenschaft und Verantwortung, Liebe und Begehren, beginnt Richards scheinbar perfektes Leben aus den Fugen zu geraten.

Der vom tragischen Schicksal des Autors und seiner Frau Zelda geprägte Roman gilt als Meisterwerk der amerikanischen Literatur.

»F. Scott Fitzgerald war der Größte unter uns allen.«

Ernest Hemingway

F. Scott Fitzgerald, geboren am 24. September 1896 in St Paul, Minnesota, studierte in Princeton, brach sein Studium aber wegen seiner Leidenschaft für das Schreiben ab. Nach dem Erfolg seines ersten Romans ›This Side of Paradise‹ heiratete er und ging mit seiner Frau Zelda nach Europa.

Alkoholismus und der psychische Zusammenbruch Zeldas verdüsterten seine letzten Lebensjahre. F. Scott Fitzgerald starb am 21. Dezember 1940 in Hollywood.

Der Übersetzer *Lutz-W. Wolff*, geboren 1943 in Berlin, promovierte 1969 über Heimito von Doderer. Er lebt in Berlin.

F. Scott Fitzgerald
Zärtlich ist die Nacht

Eine Romanze

Neu übersetzt, mit einem Nachwort
und Anmerkungen von
Lutz-W. Wolff

dtv

Von F. Scott Fitzgerald
sind bei dtv außerdem erschienen:
Der große Gatsby (13987)
Bernice schneidet ihr Haar ab (14120)

Titel der Originalausgabe
›Tender Is the Night‹
New York 1934

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Neuübersetzung 2011
3. Auflage 2016
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2011 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Autumn Ruby‹ (2006) von Catherine Abel
(bridgemanart.com/Private Collection)
Gesetzt aus der Rotis Serif 9,25/13
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14057-7

*Für Gerald und Sara
Viele Feste!*

*Already with thee! tender is the night,
... But here there is no light,
Save what from heaven is with the breezes blown
Through verdurous glooms and winding mossy ways.*

»Ode to a Nightingale«
John Keats (1795–1821)

*Bei dir zu sein! Zärtlich ist die Nacht,
... Hier aber ist kein Licht,
Nur, was der Wind vom Himmel bringt
Durch dunkles Grün auf moosig schmalen Wegen.*

»Ode an eine Nachtigall«
John Keats (1795–1821)

Buch I

I

Am freundlichen Ufer der französischen Riviera, ungefähr auf halbem Weg zwischen Marseille und der italienischen Grenze, steht ein großes, stolzes, rosenfarbenes Hotel. Höfliche Palmen kühlen die errötende Fassade, vor der ein kurzer, leuchtender Strand liegt. Vor zehn Jahren blieb es meist völlig verlassen zurück, wenn im April die englische Kundschaft wieder nach Norden zog; erst neuerdings ist es zur Sommerfrische für Modebewusste und Prominente geworden. Zahllose Sommerhäuser umgeben es heute, aber zu dem Zeitpunkt, an dem diese Geschichte beginnt, dösten zwischen dem ›Hôtel des Étrangers‹ von M. Gausse und dem fünf Meilen entfernten Cannes nur ein Dutzend alte Villen im Pinienmeer, deren halb verfallene Kuppeln wie Seerosen zwischen den Bäumen herausragten.

Das Hotel und sein sonnengebräunter, heller Gebetstepichstrand bildeten immer schon eine Einheit. Am frühen Morgen strahlte die weit entfernte Ansicht von Cannes mit ihren alten, gelb-rosa Festungsanlagen und den violetten Bergen im Hintergrund über die Bucht und spiegelte sich zitternd in den kleinen Wellen und Blasen, welche die Wasserpflanzen an seichten Stellen heraufschickten. Noch vor acht kam ein Mann in einem blauen Bademantel herunter und paddelte – nach ausgiebiger Befeuchtung seiner Person mit dem etwas zu kalten Wasser – unter reichlichem Grunzen und Keuchen etwa eine Minute lang in den Fluten. Als er wieder weg war, hatten Bucht und Strand eine Stunde lang Ruhe. Frachtschiffe krochen zum westlichen Horizont, Hotelbedienstete schrien über den Hof, und der Tau ver-

dunstete in den Pinien. Eine Stunde später tönnten die ersten Autohupen von der gewundenen Straße auf der Hügelkette herunter, welche die Küste von der eigentlichen Provence trennt.

Eine Meile vom Meer entfernt, wo staubige Pappeln an die Stelle der Pinien treten, gibt es eine abgelegene Bahnstation, von der an einem Junimorgen des Jahres 1925 eine leichte Kutsche eine Frau mit ihrer Tochter zum »Hotel Gausse« brachte. Das Gesicht der Mutter war von einer verblassenden Hübschheit, die bald von geplatzten Äderchen gerötet sein würde; ihre Züge waren ebenso angenehm ruhig wie wachsam. Aber man sah ohnehin rasch zu ihrer Tochter hinüber, die magische Kräfte in ihren rosigen Händen hielt und deren Wangen zu einer schönen Flamme erblühten wie die Haut der Kinder nach kalten Bädern am Abend. Ihre Stirn wölbte sich wie ein Wappenschild sanft bis zum Haar, das ihr Gesicht in goldenen und aschblonden Locken und Wellen umspielte. Ihre hellen, großen Augen waren leuchtend und klar, und die Farbe ihrer von der starken, jungen Pumpe ihres Herzens durchbluteten Wangen war echt. Ihr Körper schwebte sachte über der letzten Klippe der Kindheit – sie war beinahe achtzehn, fast schon vollkommen, aber der Tau noch so frisch.

Als Meer und Himmel als dünner, heißer Horizont unter ihnen erschienen, sagte die Mutter: »Irgendetwas sagt mir, dass es uns hier nicht gefallen wird.«

»Ich will ja sowieso nach Hause«, sagte das Mädchen.

Die Äußerungen der beiden klangen vergnügt, aber sie waren offenbar richtungslos und eben davon gelangweilt – denn irgendeine beliebige Richtung hätte ihnen gar nicht genügt. Sie wollten echte Aufregungen, nicht weil ihre übersättigten Nerven gereizt werden mussten, sondern weil

sie so lebensgerig wie Schulkinder waren, die sich ihre Ferien mit guten Noten verdient hatten.

»Wir bleiben drei Tage, und dann geht's nach Hause. Ich werde die Passage gleich telegrafisch buchen.«

Die Reservierung im Hotel absolvierte das Mädchen in flüssigem, etwas plattem Französisch, so als müsste sie sich daran erinnern. Als sie ihre Erdgeschosszimmer bezogen hatten, trat sie ins helle Licht der Verandatüren und dann ein paar Schritte auf die Terrasse hinaus, die das Hotel umgab. Ihre Haltung war die einer Tänzerin, ihr Körper lastete nicht auf den Hüften, sondern schien aus der Taille nach oben gezogen zu werden. Im heißen Licht da draußen warf sie nur einen kurzen Schatten, und so zog sie sich wieder zurück – es war zu hell, um etwas zu sehen. Kaum fünfzig Meter entfernt gab das Mittelmeer dem brutalen Sonnenglanz Augenblick für Augenblick seine Farbkörper hin; unter der Balustrade kochte ein ausgebleichter Buick in der Einfahrt.

In der gesamten Umgebung herrschte nur am Strand etwas Leben. Drei englische Kindermädchen strickten bedächtig die seit den Vierziger-, Sechziger- und Achtzigerjahren unveränderten Muster des viktorianischen England in Pullis und Socken und leierten dazu wie Klageweiber ihren alten Klatsch herunter, während es sich unter den gestreiften Sonnenschirmen weiter unten am Wasser ein Dutzend Leute bequem gemacht hatten, deren Kinder weitestgehend unbeindruckte Fische im seichten Wasser jagten oder nackt und glänzend vor Kokosöl in der Sonne herumlagen.

Als Rosemary an den Strand kam, rannte ein etwa zwölfjähriger Junge an ihr vorbei und stürzte sich mit begeisterten Schreien ins Wasser. Im Bewusstsein der prüfenden Blicke aus fremden Gesichtern streifte sie ihren Bademantel ab und folgte dem Beispiel des Jungen. Ein paar Meter ließ

sie sich mit dem Gesicht nach unten im Wasser treiben, und als sie merkte, wie flach es war, stellte sie sich auf die Füße und watete vorwärts, wobei sie ihre schlanken Beine wie Hanteln gegen den Widerstand stemmte. Als das Wasser ihr bis zur Brust stand, warf sie einen Blick zum Ufer zurück: Ein kahlköpfiger Mann mit Monokel und langem Badeanzug, der seine behaarte Brust kräftig aufgeblasen und seinen dreisten Nabel eingezogen hatte, sah ihr aufmerksam zu. Als sie seinen Blick erwiderte, ließ er sein Monokel in seine markanten, gekräuselten Brusthaare fallen und goss sich ein Glas aus der Flasche ein, die er in der Hand hielt.

Rosemary legte das Gesicht aufs Wasser und kraulte in einem unregelmäßigen Viertakt zum Floß hinaus. Das Wasser griff nach ihr, zog sie zart aus der Hitze herunter, drang in ihre Haare und alle Winkel des Körpers. Sie umarmte es, drehte und rollte sich darin herum. Als sie das Floß erreichte, war Rosemary außer Atem, aber als dann eine gebräunte Frau mit sehr weißen Zähnen zu ihr hinunterschaute, wurde sie sich ihres eigenen grell weißen Körpers bewusst, drehte sich auf den Rücken und ließ sich zum Ufer zurücktreiben. Der haarige Mann mit der Flasche sprach sie an, als sie aus dem Wasser kam.

»Hören Sie – hinter dem Floß da draußen gibt's Hai-fische.« Er war von unbestimmter Nationalität, aber sein Englisch wies einen schleppenden Oxford-Akzent auf. »Gestern haben sie zwei britische Matrosen von der Flotte in Golfe Juan aufgefressen.«

»Du meine Güte!«, rief Rosemary.

»Sie kommen wegen des Abfalls der Schiffe.«

Um anzudeuten, dass er sie lediglich hatte warnen wollen, ließ er einen dünnen Schleier über seine Augen sinken, trat zwei Schritte zurück und goss sich einen weiteren Drink ein.

Während des kurzen Gesprächs hatte es eine leichte Verlagerung der Aufmerksamkeit in ihre Richtung gegeben, und mit einer durchaus zufriedenen Schüchternheit suchte Rosemary nach einem Platz, um sich hinzusetzen. Offensichtlich gehörte jeder Familie der Streifen Sand vor ihrem Sonnenschirm; außerdem gab es Besuche und rege Gespräche – es herrschte die Atmosphäre einer Gemeinschaft, in die man sich nur mit erheblicher Dreistigkeit hätte hineindrängen können. Weiter oben dagegen, wo der Strand mit Steinen und trockenem Seetang bedeckt war, saß eine Gruppe von Leuten, deren Fleisch noch so weiß wie ihr eigenes war. Sie lagen unter kleinen Handsonnenschirmen anstelle der großen Strandschirme und waren ganz offenbar weniger einheimisch. Rosemary suchte sich einen Platz zwischen den Hell- und den Dunkelhäutigen und breitete ihren Bademantel im Sand aus.

Während sie so dalag, hörte sie zunächst nur die Stimmen und spürte, wie Füße an ihrem Körper vorbeiging. Gelegentlich trat jemand zwischen sie und die Sonne, und einmal blies ein neugieriger Hund ihr seinen heißen, nervösen Atem ins Genick. Sie spürte, wie ihre Haut sich in der Hitze ein wenig zu kräuseln begann, und hörte das leise, erschöpfte Plätschern der Wellen. Allmählich unterschied ihr Ohr auch die einzelnen Stimmen und sie erfuhr, dass jemand, der mit einer gewissen Verachtung »dieser North« genannt wurde, gestern Abend einen Kellner aus einem Café in Cannes entführt hatte, um ihn in zwei Teile zu sägen. Vorgetragen wurde diese Geschichte von einer weißhaarigen Frau in einem Abendkleid, das offensichtlich auch von letzter Nacht stammte, denn an ihrem Kopf hing noch ein Diadem und an ihrer Schulter verwelkte eine mutlose Orchidee. Rosemary entwickelte eine unbestimmte

Abneigung gegen sie und ihre Gefährten und wandte sich ab.

Auf der anderen Seite war eine junge Frau ihr am nächsten. Sie hockte unter einem Dach von Sonnenschirmen und machte anhand eines aufgeschlagenen Buches, das vor ihr im Sand lag, eine Liste verschiedener Dinge. Sie hatte sich den Badeanzug von den Schultern gezogen und ihr Rücken, dessen kräftiges, rötliches Braun von einer hellen Perlenkette akzentuiert wurde, schimmerte in der Sonne. Ihr Gesicht war anmutig, mitleiderregend und hart. Ihre Augen trafen auf Rosemarys Blick, schienen sie aber nicht wahrzunehmen. Hinter ihr saß ein gut aussehender Mann mit einer Jockeymütze und rot gestreiftem Badeanzug. Dann kam die Frau, die Rosemary auf dem Floß gesehen hatte und die jetzt auch wieder zurückschaute; dann ein Mann mit einem langen Gesicht und einer goldenen Löwenmähne, der einen blauen Badeanzug, aber keine Mütze trug und sehr ernsthaft auf einen südländischen jungen Mann in einem schwarzen Badeanzug einredete, wobei sie beide am vertrockneten Seetang herumzupften, der aus dem Sand ragte. Sie hielt die meisten für Amerikaner, aber irgendetwas machte sie anders als die Amerikaner, die sie in letzter Zeit kennengelernt hatte.

Nach einer Weile merkte sie, dass der Mann in der Jockeymütze eine kleine Vorstellung für seine Gruppe gab. Er ging feierlich mit einem Rechen herum, als ob er die Steine wegharken wollte, machte aber eine geheimnisvolle Pantomime daraus, die von seinem feierlichen Gesichtsausdruck noch gesteigert wurde. Jede kleinste Einzelheit war so albern, dass alles, was er sagte, gewaltige Lachsalven auslöste. Selbst diejenigen, die – wie sie selbst – außer Hörweite waren, richteten ihre Antennen in seine Richtung, bis

am Ende die Frau mit der Perlenkette die Einzige am ganzen Strand war, die keinen Anteil zu nehmen schien. Vielleicht war es ja die Bescheidenheit der Besitzenden, was sie veranlasste, sich bei jedem Ausbruch von Heiterkeit nur noch tiefer über ihre Liste zu beugen.

Plötzlich ertönte eine Stimme aus dem heiteren Himmel über Rosemary. »Sie sind eine fetzige Schwimmerin«, sprach der Monokel-Mann mit der Flasche.

Sie wehrte bescheiden ab.

»Große Klasse. Mein Name ist Campion. Da drüben sitzt eine Dame, die sagt, sie hätte Sie letzte Woche in Sorrent gesehen. Sie weiß, wer Sie sind, und würde Sie gern kennenlernen.«

Rosemary drehte sich mit unterdrückter Verärgerung um und sah, dass die Weißhäutigen auf sie warteten. Widerwillig stand sie auf und ging zu ihnen hinüber.

»Mrs Abrams – Mrs McKisco – Mr McKisco – Mr Dumphy –«

«Und wer Sie sind, wissen wir ja«, sagte die Dame im Abendkleid. »Sie sind Rosemary Hoyt, und ich habe Sie schon in Sorrent erkannt und gleich den Portier gefragt. Wir finden Sie alle phänomenal, und jetzt wollen wir wissen, warum Sie nicht in Amerika sind und ihren nächsten phänomenalen Film drehen.«

Sie machten überflüssige Gesten, als müssten sie Platz für sie schaffen. Die Frau, die sie erkannt hatte, war keine Jüdin, trotz ihres Namens. Sie war einer jener unverwundlichen »guten Kumpel«, die sich durch die Verweigerung jeder negativen Erfahrung und eine gute Verdauung in die nächste Generation zu retten verstanden.

»Wir wollten Sie warnen, damit Sie sich nicht gleich am ersten Tag einen Sonnenbrand holen«, fuhr sie frohgemut

fort. »Denn *Ihre* Haut ist ja wichtig. Aber die Etikette an diesem Strand ist so verflixt streng, dass wir nicht wussten, ob Ihnen das recht ist.«

2

»Wir dachten, womöglich kämen Sie in der Handlung vor«, sagte Mrs McKisco. Sie war eine hübsche junge Frau mit neidischen Augen und einer etwas enervierenden Bemühtheit. »Wir wissen nämlich nicht, wer darin vorkommt und wer nicht. Ein Mann, zu dem mein Gemahl besonders nett war, erwies sich später als eine Hauptfigur – beinahe der stellvertretende Held.«

»Die Handlung?«, fragte Rosemary etwas verständnislos.
»Es gibt eine Handlung?«

»Das wissen wir nicht, meine Liebe«, sagte Mrs Abrams mit dem krampfhaften Kichern einer übergewichtigen Frau.
»Wir gehören ja nicht dazu. Wir sind nur die Galerie.«

Mr Dumphy, ein flachsblonder, affektiert weibischer junger Mann, sagte: »Mama Abrams ist eine ganz eigene Geschichte«, und Campion drohte ihm mit dem Monokel.
»Bitte, Royal, benimm dich nicht so unsagbar abscheulich!«

Rosemary betrachtete sie unbehaglich und wünschte sich, ihre Mutter wäre mit ihr heruntergekommen. Sie mochte diese Leute nicht, besonders nicht im Vergleich zu der anderen Gruppe, die sie am Strand gesehen hatte. Das bescheidene, aber äußerst kompakte gesellschaftliche Talent ihrer Mutter befreite sie meist rasch und entschieden aus solchen unwillkommenen Situationen. Aber Rosemary war jetzt erst seit sechs Monaten eine Berühmtheit und die französischen Manieren ihrer frühen Jugend und das später

darüber gestülpte demokratische Denken Amerikas erzeugten gelegentlich eine gewisse Verwirrung, die dazu führte, dass sie sich darauf einließ.

Mr McKisco, ein dürrer, sommersprossiger Typ um die dreißig, fand das Thema der »Handlung« nicht lustig. Er hatte aufs Meer gestarrt und wandte sich jetzt – nach einem kurzen Blick auf seine Frau – abrupt zu Rosemary um und fragte streitlustig: »Sind Sie schon lange da?«

»Erst einen Tag.«

»Oh.«

Offenbar im Gefühl, das Thema genügend gewechselt zu haben, wandte er sich wieder den anderen zu.

»Bleiben Sie den ganzen Sommer?«, fragte Mrs McKisco unschuldig. »Dann können sie die Entwicklung der Handlung verfolgen.«

»Herrgott, Violet, kannst du nicht damit aufhören?«, explodierte ihr Ehemann. »Such dir endlich mal einen neuen Witz!«

Mrs McKisco neigte sich zu Mrs Abrams hin und hauchte sehr hörbar: »Jetzt ist er nervös.«

»Ich bin nicht nervös«, widersprach McKisco. »Zufällig bin ich überhaupt nicht nervös.«

Er war sichtlich erhitzt – eine graue Röte hatte sich auf seinem Gesicht breitgemacht und seine Züge mit einer großen Hilflosigkeit überzogen. Plötzlich wurde sein Zustand ihm offenbar vage bewusst, denn er stand auf und begab sich ins Wasser, wohin ihm seine Frau folgte. Rosemary ergriff die Gelegenheit und schloss sich an.

Mr McKisco holte tief Luft, warf sich in die Wellen und begann das Mittelmeer mit steifen Armen zu prügeln, was wohl eine Art Kraulen sein sollte. Als ihm die Luft weg-

blieb, hob er den Kopf und sah sich um, offenbar sehr überrascht, dass er das Ufer noch sehen konnte.

»Ich hab die Atemtechnik noch nicht richtig raus. Ich weiß nicht, wie Sie das machen.« Er sah Rosemary fragend an.

»Ich glaube, man muss unter Wasser ausatmen«, erklärte sie. »Und bei jedem vierten Zug rollt man sich herum und holt Luft.«

»Das Atmen ist für mich das Schwerste. Wollen wir zum Floß schwimmen?«

Der Mann mit der Löwenmähne lag ausgestreckt auf dem Badefloß, das im leichten Wellengang auf und ab schaukelte. Als Mrs McKisco danach griff, schlug es ihr mit einem plötzlichen Schwenk auf den Arm, woraufhin der Mann aufstand und sie an Bord zog.

»Ich hatte schon Angst, Sie wären am Kopf getroffen worden.« Seine Stimme war langsam und schüchtern; er hatte eins der traurigsten Gesichter, die Rosemary je gesehen hatte: hohe, fast indianische Wangenknochen, eine lange Oberlippe und riesige, dunkel goldene Augen, die tief in den Höhlen lagen. Er sprach aus dem Mundwinkel, als ob er hoffte, seine Worte würden Mrs McKisco auf einem unauffälligen Umweg erreichen. Eine Minute später sprang er ins Wasser und sein lang gestreckter Körper schoss in Richtung des Ufers.

Rosemary und Mrs McKisco sahen ihm zu. Als er seinen Schwung eingebüßt hatte, klappte er zusammen, seine mageren Schenkel hoben sich aus dem Wasser, dann tauchte er ab und hinterließ kaum ein paar Blasen.

»Er ist ein guter Schwimmer«, stellte Rosemary fest.

Mrs McKiscos Antwort erfolgte mit unerwarteter Heftigkeit. »Aber ein miserabler Musiker.« Sie wandte sich ihrem Mann zu, der es nach zwei vergeblichen Versuchen gerade